

Rachel van Kooij

Klaras Kiste

Jungbrunnen

Rachel van Kooij

wurde 1968 in Wageningen in den Niederlanden geboren. Im Alter von zehn Jahren übersiedelte sie nach Österreich. Nach der Matura studierte sie Pädagogik und Heil- und Sonderpädagogik an der Universität Wien.

Rachel van Kooij lebt in Klosterneuburg und arbeitet als Behindertenbetreuerin und Autorin.

Folgende Bücher von Rachel van Kooij sind bei Jungbrunnen lieferbar:

Das Vermächtnis der Gartenhexe (2002), *Kein Hundeleben für Bartolomé* (2003), *Der Kajütenjunge des Apothekers* (2005), *Nora aus dem Baumhaus* (2007)

Monster im Bauch

Am Montag nach den Osterferien ist alles anders. Dabei hätte es der schönste Schultag seit Weihnachten werden sollen. Bereits vor den Ferien haben sie die Klasse einträchtig geschmückt. Girlanden hängen vor den Fenstern und über der Tür. An der Tafel kleben sorgfältig aus buntem Karton geschnittene Buchstaben: „Herzlich willkommen!“

Und jetzt? Julius seufzt zittrig. Vor einem Jahr, als Papa plötzlich die Koffer gepackt hat und ausgezogen ist, hat Julius sich genauso elend gefühlt. Da ist er ins Kinderzimmer gerannt und hat in langen Streifen die Tapete von der Wand gezogen. Einfach so, um sich besser zu fühlen, und weil er doch nicht Papa in Stücke reißen konnte. Aber es hat nichts genützt.

Heute liegen seine Hände nebeneinander auf der Schulbank, wie ein Paar Handschuhe, das gar nicht richtig zu ihm gehört. Julius starrt darauf. Zehn Finger, an jeder Hand fünf. Mindestens vier Mal hat er sie schon gezählt, vorwärts und rückwärts, als ob jemand ihm einen wegnehmen könnte, wenn er nicht aufpasste. Unter dem Nagel des rechten Zeigefingers steckt noch ein Stück roter Knetmasse. Am Wochenende hat er daraus ein Männchen geformt und im Backrohr gehärtet. Es steckt in seiner Schultasche. Ein Geschenk für die Lehrerin.

Er traut sich nicht, aufzublicken und nach vorne zu schauen. Dort hin zur Tafel, wo der Herr Direktor den Rollstuhl hingefahren hat. Den Rollstuhl mit der Frau Lehrerin.

„Liebe, liebe vierte Klasse.“ Die Stimme der Lehrerin klingt noch genauso fröhlich wie früher. „Ich habe mich so darauf gefreut, wieder bei euch zu sein. Ihr habt mir richtig gefehlt. Jeden einzelnen Tag seit Weihnachten. Und die vielen Briefe, Zeichnungen und kleinen Geschenke, die ihr mir ins Krankenhaus geschickt habt, waren ...“

„Es stimmt nicht. Bitte sag, dass es nicht stimmt!“ Das ist Katja. Sie schreit, wie immer, einfach aus der Bank heraus, ohne vorher aufzuzeigen. Sonst ärgert sich Julius darüber, aber dieses Mal ist er heilfroh. Es ist genau das, was er auch rufen möchte.

„Bitte, lass es nicht wahr sein!!“, flüstert Xandi neben ihm und Julius nickt. So etwas darf nicht passieren, nicht in der Wirklichkeit, nicht bei Menschen, die man kennt und gerne hat.

Alle Kinder schauen nun nach vorne, auch Julius. Er erschrickt. Ganz mager und blass ist die Lehrerin geworden. Das hübsche Kleid ist irgendwie viel zu groß für sie, und am Kopf trägt sie eine gehäkelte, bunte Mütze. Julius weiß, dass sie darunter keine Haare mehr hat.

„Glatt wie eine Murmel“, hat die Lehrerin ihnen vor Wochen geschrieben. Das haben sie alle witzig gefunden.

„Dabei“, denkt Julius jetzt, „ist das überhaupt nicht lustig.“

Die Glatze hat die Lehrerin bekommen, weil sie Medikamente nehmen musste, die alles kaputt machten, das schnell wuchs. Das Böse unten in ihrem Bauch, das immer schneller und schneller größer wurde, sollte dadurch verschwinden oder wenigstens so schrumpfen, dass ein Arzt es herausschneiden konnte. Damals haben sie in der Klasse Zeichnungen gemacht von Monstern in dunklen Höhlen. Sie haben gemalt, wie diese mit Pulvern und Spritzen bekämpft wurden. Schreckliche Bilder sind es geworden. Manchmal hat Julius sogar ein bisschen Mitleid mit den Monstern verspürt, wie sie so auf jedem Blatt zerstückelt und zerstört wurden.

Die Lehrerin hat sich für die Zeichnungen bedankt.

„Ich brauche nur eure Bilder zu sehen und dann weiß ich, dass dieses Monster bei mir keine Chance hat!“, stand damals züversichtlich in ihrem Brief. Aber die Medikamente haben nichts genützt, nur ihre langen dichten braunen Haare mit den silbergrauen Strähnen haben sie verschwinden lassen.

Und die Haare sind noch nicht einmal das Schlimmste.

„Doch Katja“, antwortet die Lehrerin ganz leise, und trotzdem hört Julius es wie einen Donnerschlag. „Es stimmt.“

„Aber“, protestiert Katja, „du musst gesund werden. Die Ärzte müssen nur fester nachdenken.“

Julius sieht, wie die anderen Kinder nicken, und auch sein Kopf bewegt sich wie bei einem Hampelmann heftig auf und ab.

Nur ein bisschen fester nachdenken, die Lösung wartet schon um die Ecke, das hat die Lehrerin seit der ersten Klasse gepredigt, wenn einer von ihnen nicht mehr weiter wusste und aufgeben wollte.

„Meistens“, denkt Julius, „meistens hat sie recht gehabt damit.“

Die Lehrerin schweigt eine ganze Weile. Ihre Hände liegen auf ihrem Bauch, als ob sie das Monster darin vor ihren Schülern verbergen wollte. Es ist so still, dass Julius sich selbst atmen hören kann. Mühsam und scheuernd, weil seine Kehle so heiß und eng geworden ist, dass er die Luft durchpressen muss.

„Manchmal“, antwortet die Lehrerin schließlich langsam, „manchmal hilft auch alles Nachdenken nicht weiter. In so einem Fall muss man sich mit den Tatsachen abfinden.“ Sie lächelt, als ob sie sich entschuldigen wollte.

„Nein!“, ruft Katja und schlägt mit der Faust auf den Tisch.

Julius hätte gerne dasselbe getan. Oder noch lieber hätte er das dumme rote Männchen aus seiner Schultasche genommen und durch das Fenster geschleudert. Durch das geschlossene Fenster. Es sollte klirren und krachen, und überall sollten die zackig scharfen Glasscherben herumfliegen. Aber seine Hand bleibt wie bei einer Marionette komisch in der Luft hängen, als die Lehrerin resolut fortsetzt: „Es lässt sich nicht mehr ändern. Wirklich nicht!“

Alle halten jetzt die Luft an. Das spürt Julius.

Er wünscht sich, die Lehrerin würde nicht weiterreden.

Aber sie sagt: „Darum habe ich dem Krankenhaus Ade gesagt.“ Sie zögert kurz. „Um noch ein wenig richtig zu leben. Mit euch gemeinsam, wenn ihr das wollt.“

Julius lässt seine Hand sinken, und, als ob er dadurch einen Hebel umgelegt hätte, fängt er an zu weinen.

Einen Platz in der Klasse

Alle Kinder in der Klasse weinen. Einige laut und heftig, wie Katja, die ihre Hefte und das Rechenbuch vom Tisch gefegt hat und nun mit dem Kopf dort liegt und schluchzt. Andere ganz verhalten, wie Julius, der nach vorne auf die Tafel starrt, wo der bunte Willkommensgruß in einem Tränennebel verschwimmt.

Die Lehrerin tröstet sie nicht. Sie sagt nicht, dass es nun genug ist mit der Heulerei. Sie sagt nicht, dass Tränen nicht helfen und dass so große Kinder nicht weinen sollten. Sie sitzt in ihrem Rollstuhl und wartet geduldig, als ob sie noch alle Zeit der Welt hätte.

Die Schulglocke läutet, rauf und runter, einen fröhlichen Dreiklang. Draußen am Gang hört man unbekümmertes Lachen und das Getrappel vieler Füße, die in den Schulhof hinausrennen. Dort ahnt noch keiner, dass soeben in der vierten Klasse alle begreifen müssen, dass das Leben, das ihnen bis jetzt so endlos erschien, auch ganz plötzlich aufhören kann.

Ein fremdes Kind öffnet mit Schwung die Klassenzimmertür und schließt sie erschrocken wieder, als es sie alle weinen sieht. Nun geht ein lautes Getuschel am Gang vor der Tür los, das erst aufhört, als die schwere Stimme des Direktors auch diese Traube Schüler hinaus in den Hof scheucht.

Endlich wird es ruhiger in der Klasse.

„Das Unterrichten schaffe ich nicht mehr. Wenn ihr aber wollt“, wiederholt die Lehrerin ihre Bitte, „möchte ich euch besuchen kommen, sooft ich kann.“

„Aber“, sagt Julius laut und greift sich auf den Mund, damit ihm nicht noch ein unbedachtes Wort entschlüpft. Er kann sich nicht vorstellen, dass die Lehrerin in diesem Rollstuhl bei ihnen sitzt, während sie lernen sollen. Bestimmt müsste er dauernd weinen. Auch jetzt brennen wieder Tränen hinter seinen Augenlidern.

Die Lehrerin nickt Julius zu, als ob sie verstehen würde, was ihm durch den Kopf geht.

„Es wird nicht einfach sein“, erklärt sie. „Für niemanden. Aber ich habe mir gedacht, dass ich vielleicht hinten in die Lesecke einen bequemen Liegestuhl stellen könnte. Da sitze ich dann gemütlich wie im Urlaub am Strand, und genieße noch ein bisschen das Leben.“

Die Kinder drehen sich um. Ja, dort wäre wirklich Platz. Aber ein Klassenzimmer ist doch kein Strand?

„Ihr, ihr seid wie die Fische im Meer“, setzt die Lehrerin fort. „Schillernd schwimmt ihr vor meinen Augen herum und, wenn ich hier und da vorsichtig eine Zehe ins Wasser stecke, gibt es ein paar ganz Mutige, die daran knabbern.“

„Und der Herr Direktor. Welcher Fisch ist er?“ Das ist typisch Xandi. Die Lehrerin wiegt ihren Kopf hin und her.

„Ich finde“, überlegt sie, „dass er unser Walfisch sein soll. Er ist doppelt so groß wie ihr und jetzt mindestens dreimal so dick wie ich.“

In Julius' Kehle kitzelt es plötzlich. Er versucht es hinunterzuschlucken. Lachen, wenn man traurig ist, das geht wirklich nicht. Aber er kann es nicht verhindern. Er muss kichern und um ihn herum kichern alle mit. Bald wird daraus ein Lachen, unbändig und fröhlich.

Der Herr Direktor muss am Gang gewartet haben. Vielleicht hat er sogar gelauscht. Denn er öffnet die Tür und kommt herein.

„So vergnügt?“, fragt er überrascht.

„Wie Fische im Wasser“, antwortet die Lehrerin ernst, und, als ob das ein geheimes Startzeichen wäre, hüpfen alle von den Sesseln und laufen blubbernd und lachend in der Klasse herum.

Und der Herr Direktor, der nicht ahnt, dass er selbst ein dicker Walfisch ist, steht da und schüttelt den Kopf.

„Siehst du“, sagt die Lehrerin stolz zu ihm. „Das ist meine vierte Klasse.“

Urlaub am Strand

„Manchmal“, denkt Julius, „ist es besser, den Mund zu halten.“ Leider ist ihm das erst eingefallen, als es schon herausgerutscht war.

„Was du nicht sagst! Die Lehrerin? Ich habe geglaubt, dass sie schwer krank ist?“ Julius' Mama schaut ihn forschend an. „Und nun war sie bei euch in der Klasse, im Rollstuhl?“

Julius gefällt es nicht, wie Mama das sagt. Als ob sie es falsch fände.

„Sie wollte uns so gerne wiedersehen“, verteidigt er die Lehrerin. „Und sie hat vor, noch ganz oft zu kommen. Urlaub bei uns möchte sie machen.“

„Ist sie denn gesund?“

Julius schüttelt traurig den Kopf. Das Nein steckt ihm im Hals und will nicht raus.

„Mit einer so schlimmen Krankheit darf man kein Risiko eingehen. Sie sollte lieber im Spital bleiben“, rügt Mama die Lehrerin, obwohl diese gar nicht mit am Küchentisch sitzt.

„Sie möchte nicht wieder ins Krankenhaus zurück“, berichtet Julius.

„So was Unvernünftiges!“, sagt Mama. „Weiß sie denn nicht, dass ...“

„Das Monster in ihrem Bauch lässt sich nicht mehr vertreiben“, ruft Julius dazwischen, der nicht will, dass Mama weiterredet.

„Damit müssen wir uns jetzt abfinden, verstehst du!?“

„Abfinden? Du meinst, sie wird ...“ Mama beendet ihren Satz nicht.

Julius nickt.

„Wir haben alle deswegen geweint, ganz lange“, presst er aus sich heraus.

„Geweint!!!“

Julius kann die Rufzeichen hören. Mama mag Tränen nicht.

„Für Kummer ist das Kopfkissen da.“ Das sagt sie immer, wenn Papa vergisst, Julius abzuholen.

Aber dieses Mal sagt sie: „Das finde ich nicht richtig. Was hat denn der Herr Direktor dazu gesagt?“

Julius muss schmunzeln. „Der war ganz schön erstaunt“, erzählt er.

„Erstaunt?“

„Na ja“, versucht Julius zu erklären, „die Lehrerin möchte bei uns Strandurlaub machen, hinten in der Klasse, im Liegestuhl, und wir, wir sollen die Fische im Meer sein. Da hat Xandi gefragt, welcher Fisch denn der Direktor ist und“ – jetzt muss Julius wieder lachen – „der ist unser Walfisch. Kannst du dir das vorstellen? Ein Walfisch!“

„Nein.“ Mama klopft auf den Tisch. „Das ist absurd.“ Sie steht auf und holt das Telefon.

„Wozu gibt es einen Elternbeirat“, murmelt sie. „Solche Entscheidungen kann man nicht ohne uns treffen.“

Sie drückt auf die Knöpfe, bis sie das Adressverzeichnis findet.

„Weißt du, Julius“, sagt sie, als sie die Nummer eingibt, „das wirst du verstehen. Sterben ist nicht etwas, das so nebenbei passiert. Sogar für Erwachsene ist das kaum zu verarbeiten. Und ihr seid noch Kinder. Darauf muss man Rücksicht nehmen.“ Sie winkt mit der Hand.

„Geh nur raus spielen“, sagt sie. „Ich werde alles in die richtigen Bahnen leiten. Mach dir keine Sorgen.“

Draußen spielen! Julius sitzt auf der niedrigen Steinmauer, die die Wohnhauseanlage von der Straße trennt. Mit den Fersen tritt er gegen den Beton. Davon werden die Schuhe kaputt. Aber was macht das schon. Müssen eben im Sommer neue Schuhe eingekauft werden.

Im Sommer? Ob die Lehrerin dann noch bei ihnen sein wird? Ein paar Monate, hat sie gesagt. Das kann lange oder auch ganz kurz dauern. Und wenn es nach Mama geht, wird es erst gar nicht anfangen. Dabei haben sie schon Pläne geschmiedet. Xandi nimmt einen Liegestuhl mit. Katja besitzt einen riesigen Sonnenhut, den

sie der Lehrerin borgen wird, und Elena möchte sogar eine beinahe zwei Meter hohe Zimmerpalme in die Klasse transportieren. Mit einer Schubkarre schafft sie das ganz bestimmt, hat sie gesagt. Und alle wollen sie Handtücher mitnehmen. Sie haben die Sessel und Tische bereits möglichst weit nach vorne geschoben, und hinten werden sie morgen den Liegestuhl aufstellen und rundherum ihre Handtücher ausbreiten. Wie an einem richtigen Strand soll es sein. Der Herr Direktor hat zwar gemeint, dass dann vielleicht keiner Lust aufs Lernen habe. Aber da hat die Lehrerin einen Augenblick lang wieder richtig streng geschaut und versichert, dass sie zwar Urlaub habe, aber die Schüler nicht.

„Nur wer fleißig ist, darf auf meinen Strand“, hat sie gedroht. Da haben sie alle versprochen, dass sie so gut lernen werden wie noch nie zuvor. Denn auf den Strand wollen sie alle.

Jetzt wird Mama die anderen Eltern anrufen und sie überreden, es nicht zu erlauben.

„Darin ist sie gut“, denkt Julius bedrückt.

„Viel zu gut!“, schimpft Papa manchmal, wenn Julius ihm am Vaterwochenende berichtet, was er nicht darf und was er tun soll. Natürlich ist es schrecklich, dass die Lehrerin sterben wird. Julius will sich das auch gar nicht genauer vorstellen. Aber dass sie hinten bei ihnen in der Klasse sein möchte, ist überhaupt nicht schlimm. Nein, darauf kann man sich freuen. Das hat mit Sterben nichts zu tun.

Vielleicht sollte er zur Lehrerin gehen und sie bitten, Mama anzurufen und ihr zu erklären, dass niemand sich fürchten muss.

„Ja“, denkt Julius. „Das mache ich. Auf die Lehrerin wird Mama hören.“ Er rutscht von der Mauer. Er weiß, wo Frau Meindert wohnt, hat er doch oft im Vorbeigehen am Heimweg die Klassenbriefe bei ihr in den Briefkasten eingeworfen. Wenn er rennt, kann er in zehn Minuten dort sein.

Ein Apfelbaum

Julius läutet. Er hört, wie die Klingel laut im Haus schellt. Wenig später öffnet Herr Meindert die Tür. Er trägt einen fleckigen, grünen Overall und seine Hände sind erdig.

„Ich möchte gerne zu Frau Lehrerin Meindert“, sagt Julius verlegen. Herr Meindert nickt.

„Klara ist im Wohnzimmer“, sagt er. „Geh nur selbst weiter. Ich grabe gerade ein Loch. Wir haben nämlich vor, einen Apfelbaum zu pflanzen.“

Julius putzt die Schuhe sorgfältig ab und schaut dabei Herrn Meindert nach, wie dieser durch die gegenüberliegende Tür wieder in den Garten zurückkehrt. Ganz alleine soll er also zur Lehrerin gehen. Ihm wäre lieber, wenn Herr Meindert mitkäme, viel lieber.

Langsam durchquert Julius den Gang. Auf jede einzelne Bodenfliese setzt er einen Fuß. Er wackelt seitwärts hin und her wie ein kleiner Pinguin bei seinen ersten Schritten über das glatte Eis. Am Ende des Flurs klopft er zaghaft an das Milchglas der Wohnzimmertür.

„Nur herein!“

Die Lehrerin liegt am Sofa mit Kissen im Rücken und einer flauschigen Decke über die Beine. Statt der Häkelmütze hat sie ein sonnengelbes Tuch um ihren Kopf gebunden. Zwei Zipfel stehen wie Teufelshörnchen lustig in die Höhe.

„Hallo Julius!“

„Hallo.“ Seine Stimme klingt auf einmal heiser.

„Möchtest du ein Glas Saft?“, fragt Frau Meindert.

Julius nickt, obwohl er gar keinen Durst hat. Aber vielleicht verschwindet die Heiserkeit beim Trinken, und außerdem weiß er nicht, wie er anfangen soll.

„Da drüben in der Küche am Regal steht ein Glas, und die Flasche findest du neben dem Spülbecken. Machst du ihn dir selber?“

Weißt du, ich sitze gerade so bequem, dass ich gar keine Lust habe aufzustehen.“ Die Lehrerin lächelt. „Nur gut, dass ich morgen meinen Urlaub bei euch anfrage, ich werde von dem langweiligen Herumliegen so faul, dass es mich schon selbst böse macht.“

Julius gibt Sirup ins Glas und füllt langsam Wasser dazu. Als er zum Sofa zurückkommt, hat die Lehrerin sich ein bisschen mehr aufgesetzt.

„Und?“, fragt sie neugierig. „Was gibt es Neues?“

Julius nimmt einen kleinen Schluck. Soll er jetzt einfach sagen, dass seine Mama die Lehrerin nicht in der Klasse haben möchte und deswegen bereits mit allen anderen Eltern telefoniert? Wird die Lehrerin verstehen, dass Mama das nicht böse meint? Julius schweigt.

„Dich bedrückt etwas?“

„Ja“, gibt Julius zu.

„Dann raus damit. Wenn es drinnen bleibt, verursacht es nur Bauchweh. Das habe ich in letzter Zeit gelernt.“

„Meine Mama“, setzt Julius an. „Sie glaubt, dass es falsch ist, wenn du zu uns kommst.“

„Falsch?“

„Sie meint, dass das nicht gut für Kinder ist. Aber dein Urlaub in der Klasse hat damit nichts zu tun.“

„Womit?“

Julius umklammert seinen Saft. Er kann das Schreckliche nicht laut sagen. Aber die Lehrerin wartet darauf.

„Dass du stirbst“, murmelt er schließlich kaum hörbar.

Er schaut die Lehrerin ängstlich an. Wird sie böse werden?

Die Lehrerin weicht seinem Blick nicht aus.

„Das ist ein schwieriges Wort, nicht wahr?“, sagt sie mitfühlend.

„Weißt du, am Anfang habe ich mich auch davor geziert. Habe es immer anders genannt: Das Ende, mein Ablaufdatum, der große Abschied und was mir noch alles eingefallen ist. Dann aber habe ich mir gedacht, dass ich ein Feigling bin, mich vor einem Wort zu fürchten. Seitdem sitze ich morgens im Bad vor dem Spiegel und sage zu mir selbst: Guten Morgen, du stirbst.“

Julius starrt die Lehrerin ungläubig an.

„Doch, doch“, bestätigt sie. „Das mache ich und es ist, wenn man es jeden Tag sagt, gar nicht mehr so schlimm. Im Gegenteil, es gibt mir die Möglichkeit, darauf zu antworten: Gut, aber heute stirbst du noch nicht. Und siehst du, das gibt mir für den restlichen Tag ein gutes Gefühl. Versuch es mal selbst.“

Sie lächelt ihm aufmunternd zu, aber Julius kann das Lächeln nicht erwidern. Seine Lippen sind ganz steif und seine Kehle fühlt sich eng wie ein Strohalm an, durch den die Worte sich mühsam zwängen müssen.

„Du stirbst“, sagt Julius leise.

„Ein bisschen lauter“, verlangt die Lehrerin mit ihrer Lehrerinnenstimme, die keinen Widerspruch duldet.

„Du stirbst!“ Jetzt explodiert es ganz deutlich zwischen Julius' Lippen und er hält sich erschrocken an der Sesselkante fest. Wenn sie nun jetzt auf der Stelle ... seine Knie zittern ... dann ist er ganz alleine schuld. Die Lehrerin jedoch hat keine Angst, dass das passieren könnte. Sie ist zufrieden.

„Und weiter?“, fragt sie.

„Aber heute noch nicht“, stottert Julius, und es wirkt wie eine Zauberformel, die ihn plötzlich und seltsam tröstet und ihm den Mut gibt hinzuzufügen: „Und morgen auch nicht.“

„Genau. Denn heute pflanze ich einen Apfelbaum und morgen ist mein erster Urlaubstag“, bestätigt die Lehrerin.

„Kannst du meine Mama anrufen?“, traut Julius sich jetzt zu fragen. „Und ihr das so erklären? Wenn sie es versteht, wird sie es bestimmt nicht verbieten wollen.“

Die Lehrerin verspricht es.

„Aber zuerst“, verlangt sie, „möchte ich in den Garten.“

Julius hilft ihr, sich in den Rollstuhl zu setzen. Dann schiebt er sie durch die Terrassentür hinaus ins Freie.

Herr Meindert steht bis über die Knie in einer Erdgrube.

„Gleich ist es so weit, Klärchen“, ruft er und hievt noch ein paar Schaufeln voll Erde über den Grubenrand.

„So, das reicht.“ Er klettert aus dem Loch und bittet Julius mitzu-

kommen. Gemeinsam schleppen sie den kleinen Apfelbaum, der mit seinem Wurzelballen in einem großen Kübel steckt, von der Garage zur Grube.

„Heuer im Herbst wirst du schon ein paar Äpfel ernten“, prophezeit die Lehrerin, als Julius und Herr Meindert das stämmige Bäumchen vorsichtig in das Loch hineinstellen.

„Saftige, süßsaure Äpfel. Du wirst überlegen müssen, ob du sie so isst oder lieber als Apfelmus. Vielleicht möchtest du auch einen Apfelkuchen daraus machen.“ Die Lehrerin überlegt.

„Ein Apfelkuchen ist das Beste. Davon haben viele etwas. Ich werde Sonja mein Rezept geben. Sie backt dir bestimmt einen.“ Herr Meindert starrt in die Luft.

„Vielleicht“, gesteht er leise, „habe ich im Herbst gar keine Lust auf Apfelkuchen. Wahrscheinlich lege ich die Äpfel einfach in einen Karton vor die Tür und jemand anderer soll sie mitnehmen.“

„Dass du dich unterstehst“, schimpft die Lehrerin. Aber sie streckt ihre Arme aus, und Herr Meindert kniet neben dem Rollstuhl nieder und legt seinen Kopf in ihren Schoß.

Julius hört ihn schluchzen, und als er zur Frau Lehrerin schielt, sieht er, dass auch sie weint. Jetzt weiß er nicht mehr, wohin er schauen soll. Erwachsene sollten nicht weinen.

Am liebsten würde Julius sich davonschleichen. Nein, das stimmt nicht, am liebsten würde er auch bei der Frau Lehrerin auf den Schoß kriechen und sich fest umarmen lassen und mitweinen. Aber das geht nicht. Dieser Platz gehört Herrn Meindert. Deshalb nimmt Julius die Schaufel und schaufelt die Erde zurück in die Grube.

Er schaufelt und schaufelt und achtet gar nicht darauf, dass die Erde schon einen kleinen Hügel um den Stamm bildet.

„Stopp!“ Herr Meindert steht auf einmal wieder neben ihm. Er wischt sich mit dem Taschentuch über das Gesicht.

„Du sollst das Bäumchen nicht begraben!“
Begraben!

Julius lässt, wie von einer Wespe gestochen, die Schaufel fallen.

„Das wollte ich nicht“, ruft er entsetzt.

„Na, na“, sagt Herr Meindert rasch. „So schlimm ist es auch wieder nicht.“ Er hebt die Schaufel wieder auf, und vorsichtig, um die Rinde nicht zu beschädigen, trägt er den Erdhügel ab. Er tritt mit seinen Gummistiefeln die Erde um das Bäumchen herum sorgfältig fest.

Als er damit fertig ist, hilft er der Lehrerin aus dem Rollstuhl. Sie möchte neben dem Baum stehen. Mit ihren Händen umfasst sie das Stämmchen.

„Bestimmt wirst du kräftig wachsen. Irgendwann wirst du der schönste und größte Baum in diesem Garten sein und alle werden ihre Freude an dir haben.“ Sie lehnt ihre Wange an die Rinde.

„Bitte, versprich mir das“, flüstert sie und lauscht, als ob das Bäumchen ihr eine Antwort geben könnte.

Herr Meindert hat seine Hand auf Julius' Schulter gelegt. Ganz schwer liegt sie dort, als die Lehrerin das sagt.

Das Versprechen

Es gibt Tage, da versteht Julius ein bisschen, warum Papa bei ihnen ausgezogen ist. An solchen Tagen möchte Julius auch selbst gerne woanders wohnen.

„Ich habe nur dein Bestes gewollt“, ruft Mama bereits, als Julius zur Tür hereinkommt. „Und ich habe es dir auch erklärt“, ergänzt sie. „Und du gehst einfach hinter meinem Rücken zur Lehrerin. Und dabei ist sie so krank.“

Lauter Und-Sätze, auf die Julius keine Antwort weiß.

„Ganz schlecht bin ich mir vorgekommen, als sie angerufen hat. Ich habe gar nicht gewusst, was ich sagen soll. Mir war das peinlich, richtig peinlich. Warum machst du solche Sachen? Warum redest du nicht einfach mit mir? Du kannst mit mir doch alles besprechen?“

Julius zieht die Schultern hoch und den Hals ein, wie eine Schildkröte, die in ihrem schützenden Panzer verschwinden möchte.